

(Nachdruck verboten.)

## 48) Foma Gordjew.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

Vor Foma stand ein kleiner, dicker Bursche in einer Bluse und in hohen Stiefeln und blickte ihm gutmütig lächelnd ins Gesicht. Foma gefiel sein rundes, breites Gesicht mit der dicken Nase und er antwortete auch lächelnd:

„Ich kann auch näherrücken. . . Wie steht es mit dem Cognac, ist es noch nicht Zeit, daß wir damit anfangen? Ich habe für jeden Fall zehn Flaschen mitgenommen.“

„O! Man sieht, daß Sie ein erster Kaufmann sind. Ich werde der Gesellschaft gleich Ihre diplomatische Note mitteilen.“

Er lachte laut und lustig über seine eignen Worte. Auch Foma lachte, da er fühlte, daß ihm vom Feuer oder von dem Burschen Frohsinn und Wärme entgegenwehte.

Das Abendrot erlosch leise. Dort im Westen schien sich ein ungeheurer, purpurfarbener Vorhang auf die Erde herabzusinken und die endlose Tiefe des Himmels, mit dem lustigen Glanz der Sterne, die darauf spielten, zu eröffnen. In der Ferne, in der dunkeln Masse der Stadt streute eine unsichtbare Hand Lichter aus, und hier stand der Wald in lautloser Ruhe und erhob sich als eine schwarze Wand zum Himmel. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und über den Feldern lag eine warme Dämmerung.

Die ganze Gesellschaft lagerte sich in einem großen Kreis um das Feuer; Foma saß neben Jeschow, hatte dem Feuer den Rücken gekehrt und sah vor sich eine Reihe von hellbeleuchteten, lustigen und einfachen Gesichtern. Alle waren schon vom Trinken angeregt, aber noch nicht betrunken, sie lachten, scherzten, versuchten zu singen und tranken, wozu sie Gurken, Weißbrot und Wurst aßen. Das alles nahm für Foma einen besonderen, angenehmen Geschmack an, er wurde dreister in dem Maße, als ihn die allgemeine, gute Stimmung umfing, und er fühlte in sich den Wunsch, diesen Menschen etwas Schönes zu sagen und ihnen allen durch etwas zu gefallen. Jeschow, der neben ihm saß, rückte auf der Erde hin und her, stieß ihn mit der Schulter und murmelte undeutlich etwas durch die Nase, indem er den Kopf schüttelte.

„Brüder!“ rief der dicke Bursche aus. „Wollen wir ein Studentenlied singen? Also eins, zwei!“

„Schnell wie die Wellen. . .“

Ein Paß brummte:

„Eilen unsre Tage. . .“

„Kameraden,“ sagte Jeschow und erhob sich mit dem Glas in der Hand. Er wankte und stützte sich mit seiner zweiten Hand auf Fomas Kopf. Das angefangene Lied wurde unterbrochen, und alle wandten ihm ihre Köpfe zu.

„Arbeiter! Erlaubt mir, Euch ein paar Worte, die vom Herzen kommen, zu sagen. . . Ich fühle mich glücklich unter Euch! Es ist mir wohl in Eurer Mitte. Das kommt daher, weil Ihr Menschen der Arbeit seid, Menschen, deren Anrecht auf das Glück keinem Zweifel unterliegt, obgleich es auch nicht anerkannt wird. In Eurer gesunden, die Seele adelnden Mitte atmet es sich für einen einsamen, vom Leben vergifteten Menschen so leicht und frei, Ihr ehrlichen Leute. . .“

Jeschows Stimme zitterte und versagte, und sein Kopf zuckte. Foma fühlte, daß etwas Warmes auf die Hand herabtropfte, und blickte in Jeschows gerunzeltes Gesicht, während dieser, am ganzen Körper bebend, seine Rede fortsetzte:

„Ich bin nicht der einzige. . . es giebt viele, die wie ich vom Schicksal verfolgt werden und zerschundene, kranke Menschen sind. Wir sind unglücklicher und an Leib und Geist schwächer als Ihr, doch wir sind auch stärker als Ihr, weil wir mit Kenntnissen bewaffnet sind, die wir nirgends anwenden können. Wir sind alle mit Freuden bereit, zu Euch zu kommen und uns Euch hinzugeben, Euch leben zu helfen. . . sonst haben wir nichts zu thun! Ohne Euch sind wir ohne Boden, ohne Euch sind wir ohne Licht! Kameraden! Wir sind vom Schicksal selbst dazu bestimmt, einander zu vervollständigen!“

„Was bittet er bei ihnen?“ dachte Foma, indem er er-

staunt Jeschow zuhörte. Und als er in die Gesichter der Seher blickte, sah er, daß auch sie den Redner fragend, verblüfft und gelangweilt anschauten.

„Die Zukunft gehört Euch, meine Freunde,“ sagte Jeschow, indem er unsicher und traurig den Kopf schüttelte, als thue es ihm um die Zukunft leid und als trete er die Macht darüber diesen Menschen gegen seinen Willen ab. „Die Zukunft gehört den Menschen der ehrlichen Arbeit. . . Euch steht eine erhabene Arbeit bevor! Ihr müßt eine neue Kultur. . . alles, was frei, lebendig und licht ist, erschaffen! Ich, der ich dem Leib und der Seele nach zu Euch gehöre und der Sohn eines Soldaten bin, schlage vor: Trinken wir auf Eure Zukunft! Hurra!“

Jeschow trant und ließ sich schwer auf die Erde sinken. Die Seher stimmten in seinen abgebrochenen Ausruf ein, und ein kräftiger, donnernder Schrei durchdrang die Luft und machte das Laub auf den Bäumen erzittern.

„Jetzt ein Lied,“ schlug der dicke Bursche wieder vor.

„Gut!“ Und zwei, drei Stimmen hielten seinen Vorschlag aufrecht. Jetzt begann ein lauter Streit darüber, was man singen sollte. Jeschow hörte ihnen zu und beobachtete sie alle, indem er den Kopf hin und her wandte.

„Brüder!“ schrie er wieder plötzlich auf. „Antwortet mir. . . Antwortet mir mit ein paar Worten auf meine Verwillkommung!“

Wieder schwiegen alle, wenn auch nicht auf einmal, und blickten ihn an, manche voll Neugier, manche mit verhaltenem Spott und einige mit deutlich ausgedrücktem Mißvergnügen auf den Gesichtern.

Er erhob sich wieder von der Erde und begann erregt zu sprechen:

„Wir zwei. . . sind vom Leben verstoßen, — ich und dieser hier. . . Wir wollen beide dasselbe. . . daß man in uns den Menschen beachtet. . . und daß uns das Glück, sich für die Menschen notwendig zu fühlen, zu teil wird. . . Kameraden! Und dieser große, dumme Mensch. . .“

„Beleidigen Sie den Gast nicht, Nikolai Matweitsch!“ ertönte eine tiefe, unzufriedene Stimme.

„Ja, das ist überflüssig,“ bekräftigte der dicke Bursche, der Foma zum Feuer gebeten hatte. „Warum solche kränkende Worte?“

Die dritte Stimme sagte laut und deutlich:

„Wir haben uns versammelt, um uns zu amüsieren und um uns auszurufen.“

„Ihr Narren!“ lachte Jeschow leise auf. „Ihr guten Narren! Er thut Euch leid? Wißt Ihr auch, wer er ist? Er ist einer von jenen, die Euer Blut saugen. . .“

„Es ist genug, Nikolai Matweitsch!“ rief man Jeschow zu. Und alle begannen zu sprechen, ohne ihn länger zu beachten. Foma bemitleidete den Kameraden so sehr, daß er sich nicht einmal beleidigt fühlte. Er sah, daß diese Leute, die ihn gegen die Angriffe Jeschows verteidigt hatten, den Feuilletonschreiber jetzt absichtlich nicht beachtetten, und begriff, daß das Jeschow sehr kränken würde, wenn er es bemerkte. Und um den Kameraden von der drohenden Unannehmlichkeit abzulenken, stieß er ihn in die Seite und jagte zu ihm gutmütig lächelnd:

„Nun, Du Drummbär, wollen wir nicht etwas trinken? Oder ist es vielleicht Zeit, nach Hause zu gehen?“

„Nach Hause? Wo ist das zu Hause für jemand, der keinen Platz unter den Menschen hat?“ fragte Jeschow und rief wieder: „Kameraden!“

Sein Ruf ging in dem allgemeinen Gespräch ohne Antwort unter. Er ließ jetzt den Kopf sinken und jagte zu Foma:

„Gehen wir!“

„Gut! . . . Obgleich ich noch gerne geblieben wäre. Es ist interessant. Diese Leute betragen sich so anständig. . . bei Gott!“

„Ich kann nicht länger dableiben, mir ist kalt. . . und ich kann nicht atmen.“

„Also brechen wir auf.“

Foma erhob sich, nahm seine Mütze ab, verneigte sich vor den Sehern und sagte lustig und laut:

„Danke für die Bewirtung, meine Herrschaften! Leb wohl!“

Man unvingte ihn gleich und redete ihn eindringlich zu: „Warten Sie! Wohin gehen Sie? Wir würden zusammen singen, was?“

„Nein, ich muß gehen . . . meinem Freund ist es unangenehm, allein zu gehen . . . ich werde ihn begleiten. Gute Unterhaltung.“

„Ach, Sie sollten noch warten,“ rief der dicke Burſche aus und flüſterte leiſe: „Es kann ihn ja jemand begleiten.“

Auch der Schwindsüchtige ſagte leiſe:

„Bleiben Sie! Wir werden ihn in die Stadt bringen, dort ſteigt er in eine Droſchke und die Sache iſt erledigt.“

Foma hatte Luſt dazubleiben und zugleich fürchtete er ſich vor etwas.

Jeschow hatte ſich unterdeſſen erhoben und murmelte, indem er ſich in die Ärmel von Fomas Mantel feſtkrallte:

„Gehen wir! . . . Zum Studium mit ihnen!“

„Auf Wiederſehen, meine Herrſchaften! Ich gehe!“ ſagte Foma und ging, von den Ausruſen höflichen Bedauerns begleitet.

„Ha, ha, ha!“ lachte Jeschow auf, als er etwa zwanzig Schritte vom Feuer entfernt war. „Sie begleiten uns mit Bedauern und ſind dabei froh, daß ich fort bin. Ich habe ſie dabei geſtört, zu Tieren zu werden.“

„Das iſt wahr, daß Du ſie geſtört haſt,“ ſagte Foma. „Warum hältſt Du Reden? Sie haben ſich hier verſammelt, um ſich zu amüſieren, und Du drängſt Dich den Leuten auf. Das langweilt ſie.“

„Schweig! Du verſteheſt nichts!“ rief Jeschow gereizt. „Glaubſt Du, daß ich betrunken bin? Mein Körper iſt betrunken . . . aber meine Seele iſt nüchtern . . . ſie iſt immer nüchtern und fühlt alles . . . O, wie viel Gemeines, Blödes und Armseliges giebt es auf der Welt! Und die Menſchen . . . dieſe dummten, unglücklichen Menſchen.“

Jeschow ſaß ſich beim Kopf und blieb eine Minute lang wantend ſtehen.

„Ja—a!“ ſagte Foma. „Sie ſehen alle den andern gar nicht ähnlich. So ſind ſie. Sie ſind höflich wie Herrſchaften und urteilen richtig . . . mit Verſtändnis. Und dabei ſind es einfache Arbeiter.“

Im Dunkel hinter ihnen begann man ein lautes Chorlied zu ſingen. Zuerſt klang es unrythmiſch, doch dann wuchs es und ergoß ſich als eine breite, klangvolle Welle in die friſche, nächtliche Luſt über das einfame Feld.

„O, mein Gott!“ ſagte Jeschow ſeufzend und leiſe. „Wie ſoll man leben? Woran ſoll man ſeine Seele hängen? Wer wird ihren Durſt nach Freundschaft, Brüderlichkeit, Liebe und nach reiner und heiliger Arbeit löſchen?“

„Dieſes einfache Volk iſt gar nicht übel, wenn man es ſich näher anſchaut,“ ſagte Foma langſam und nachdenklich, ohne auf die Worte ſeines Kameraden zu hören, und in ſeine eignen Gedanken vertieft. „Es iſt ſogar ſehr intereſſant. Die Bauern und Arbeiter ſind, wenn man ſie einfach nimmt, ganz wie Pferde. Sie ſchleppen Laſten und Leuten.“

„Sie ſchleppen unſer ganzes Leben auf ihrem Buckel!“ rief Jeschow gereizt aus. „Sie ſchleppen es wie Pferde, ſtumpf und demütig. Und dieſe ihre Demut iſt unſer Unglück, unſer Fluch.“

Foma gab ſich ſeinen Gedanken hin und philoſophierte: „Sie ſchleppen und arbeiten ihr ganzes Leben für nichts und wieder nichts. Und plötzlich ſagen ſie etwas, was einem im ganzen Leben nicht einfallen würde. Das heißt, daß ſie alſo fühlen . . . Ja, es iſt intereſſant, mit ihnen zu ſein.“

Jeschow ging lange ſchweigend und begann plötzlich mit einer tonloſen, ſich überſchlagenden Stimme, die aus ſeinem Bauch zu kommen ſchien, zu deklamieren, indem er mit den Armen in der Luſt ſuchtelte:

„Grauſam bin ich vom Leben betrogen,  
Ertrag auch viel Leid . . .“

„Das iſt mein Gedicht, Bruder,“ ſagte er, indem er ſtehen blieb und traurig den Kopf ſchüttelte. „Wie geht's weiter? Ich hab' es vergeſſen. Es iſt darin von Träumen, von heiligen, reinen Wünſchen die Rede, die der Dunſt des Lebens in meiner Bruſt erſtickt hat. Ach!“

. . . aus meiner Bruſt  
Iſt der Ideenreichtum verſlogen.  
Begraben darin iſt die Sehnuſt und Luſt.

„Bruder, Du biſt glücklicher als ich, weil Du dumm biſt. Und ich . . .“

„Flemme nicht!“ ſagte Foma gereizt. Höre lieber zu, wie ſie ſingen . . .“

„Ich will keine fremden Lieder hören“, ſagte Jeschow und ſchüttelte abwehrend den Kopf. „Ich habe mein eignes Lied . . . das Lied der vom Leben zerſetzten Seele.“ Und er heulte mit wilder Stimme auf:

Iſt der Ideenreichtum verſlogen.  
Begraben darin iſt die Sehnuſt und Luſt . . .  
Dort liegt ſo viel!“

„Ich hatte einen ganzen Blumengarten von lebendigen, lichten Träumen und Hoffnungen. Sie ſind tot . . . und weſt . . . In meinem Herzen iſt der Tod. Die Leichen meiner Träume verweſen darin . . . o! o!“

Jeschow weinte und ſchluchzte wie eine Frau. Foma bemitleidete ihn und trug ein Gefühl der Schwere in ſich. Er packte ihn ungeduldig bei der Schulter und ſagte:

„Hör' auf! Gehen wir. Wie ſchwach Du biſt, Bruder!“

Jeschow griff ſich mit beiden Händen nach dem Kopf, richtete ſeine gebeugten Körper auf, machte eine Anſtrengung und begann wieder traurig und wild zu ſingen:

. . . Dort liegt ſo viel! Die Gruſt iſt enge!

Ich warf darauf der Reime Kleid . . .

Und bitter traurige Geſänge

Sang ich in meinem ſchweren Leid!“

„O Gott!“ ſeufzte Foma verzweifelt auf. „Laß gut ſein . . . um Chriſti willen! Bei Gott, es macht einen ja bange.“

Aus der Ferne erklang ein lautes Chorlied durch das Dunkel und die Stille. Jemand pfiſt im Takt des Refrains, und dieſes ſcharfe, ſchneidende Pfeifen überholte die Welle der kräftigen Stimmen. Foma blickte hin und ſah die hohe, ſchwarze Wand des Waldes, den grellen, flammenden Fleck des darauf ſpielenden Feuers und die uebligen Geſtalten herum. Die Waldwand erſchien wie eine Bruſt, und das Feuer wie eine blutige Wunde darauf. Die Bruſt ſchien verblutend zu beben und von heißen Blutſtrömen übergoffen zu ſein. Die Menſchen, die von allen Seiten vom Dunkel umhüllt waren, ſahen auf dem Hintergrund des Waldes klein wie Kinder aus; vom Feuer des Scheiterhaufens übergoffen, ſchienen ſie auch zu brennen, erhoben die Hände und ſangen laut ihr Lied.

Jeschow, der neben Foma ſtand, ſagte empört:

„Du gefühlloſer Stein, Du! Warum ſtößt Du mich von Dir? Du mußt das Lied der ſterbenden Seele anhören . . . und mußt weinen . . . denn ſie iſt verwundet und ſtirbt! Geh von mir, geh! Du glaubſt, ich bin betrunken? Ich bin vergiftet! . . . Geh!“

Foma, der wie gebannt auf den Wald und das Feuer blickte, das im Dunkel ſo schön war, trat ein paar Schritte zur Seite und ſagte leiſe zu Jeschow:

„Nach ſeinen Unſinn . . . Warum ſchimpfſt Du grundlos?“

„Ich will allein bleiben und . . . mein Lied zu Ende ſingen.“

Er rückte mit unſicheren Schritten von Foma fort und ſchrie nach ein paar Sekunden wieder mit ſchluchzender Stimme:

Jetzt ſchweig' ich, damit ich nicht quäle  
Die Toten mit meinem Geſang . . .  
Erbarme Dich, Herr, meiner Seele,  
Denn ſie iſt ſo milde und krank!  
Erbarme Dich, Herr, meiner Seele!“

Foma fuhr bei dieſem düſteren Heulen zuſammen und ging mit raſchen Schritten Jeschow nach; doch ehe er ihn eingeholt hatte, quietſchte der kleine Feuilletonschreiber hysteriſch auf, warf ſich mit der Bruſt auf die Erde und ſchluchzte ſo kläglich und leiſe auf, wie es kranke Kinder thun.

„Nikolai,“ ſagte Foma und ſaßte ihn bei den Schultern. „Hör' auf . . . was iſt denn das? O Gott . . . Nikolai! Es iſt genug . . . wie, ſchämſt Du Dich nicht?“

Doch Jeschow ſchämte ſich nicht; er wälzte ſich auf der Erde herum wie ein eben aus dem Waſſer gezogener Fiſch, und als Foma ihn aufgerichtet hatte, ſchmiegte er ſich feſt an deſſen Bruſt, hielt ihn mit ſeinen mageren Händen umfaßt und weinte ununterbrochen.

„Laß gut ſein,“ ſagte Foma mit feſt zugekniffenen Zähnen. „Genug, mein Lieber!“

Und vom Leiden dieſes durch die Bedrängnis des Lebens abgequälten Menſchen empört, voller Kränkung um ſeinetwillen, brüllte er in einem Anfall zorniger Trauer mit tiefer und lauter Stimme auf, indem er ſein Geſicht dorthin wandte, wo die Lichter der Stadt im Dunkel leuchteten:

„Seid verflucht! Wartet . . . auch Ihr werdet erſticken!  
Seid verflucht!“ (Fortſetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

In den erhabenen rauschenden Wasserfall der Weisheit, das götter-  
 ähuliche Medium der Redebüchsen, das da greift aus den leeren  
 Lüften duftende Hyazinthen und schimmernde Krokusblüten der  
 edel geschnittenen Lippe; an den erlauchtem Obermandarin  
 mit der gelben Jade, dem auf der Mitte des strahlenden  
 Kinns fließt eine Senkrinne heiterer Milde  
 in der schönsten Stadt der Welt,

Wilhelmstraße.

Erlauchter, Gewaltiger, dem Tigerkraft aus den Nordbaugen  
 Deiner Herrlichkeit lodert, daß wir uns wimmernd und wüselnd  
 beugen unter dem Glanz Deines Schutzes, der leuchtet wie eine  
 schwarze Sonne. Es ist die Sehnsucht unsrer erbärmlichen Seele, von  
 Dir niedergetreten zu werden in den Staub, dem da vergönnt ist,  
 zu knirschen unter Deinen himmlischen Sohlen.

Erhabener! Es ist Deiner üppig träufelnden Weisheit nicht un-  
 belamt, daß die bunt besternten Helden Deines großen Volkes vor  
 Monden in unser trauriges Land kamen, und unsre elende Herrschaft be-  
 freiten von dem schwarzen Ueberfluß unsrer ekelhaften Unterthanen.  
 Ihr geruhet in Gnaden Tausenden unsrer erbärmlichen Bürger den  
 widrigen Quell ihres nichtsmüßigen Lebens ausfließen zu lassen und  
 ihr warft die scheußlichen Leiber den Hunden hin oder verentet sie  
 in die ruhig gleitenden Fluten des Peiho; ihr verbrannt aber viel  
 schmutziges Vieh, stinkende Dörfer und erbärmliche Hütten. Und die  
 modrigen Schätze der Geizigen verschwanden barmherzig unter Euren  
 Händen.

Deß' danken wir Dir und Deinem großen Volk noch heute mit  
 weinenden Augen, daß Ihr Euch herabließet, den Adel Eurer Hände  
 niederzubeugen zu der erwünschten Vernichtung unsres trübfarbigen  
 Ungehefers.

Indessen, Ihr machtet das Maß Eurer hell flammenden Gnade  
 überdovoll, indem Ihr, unser niedriges Land auszeichnend, von himmen  
 führtet unsrer ruchlosen Väter blödes Werk, das da stand auf den  
 verächtlichen Mauern unsrer unvergleichlich gartigen Residenz Peking;  
 es war aber aus häßlicher Bronze gegußt und sollte den Lauf der  
 Gestirne, die Tage und Nächte, die Wochen und Jahre unsres  
 Jammers messen.

Da nun kam Dein stolzes Volk und ehrte unser schmutziges  
 Lumpentum, indem es von uns allgütig nahm das Werk aus  
 häßlicher Bronze und es hinwegführte auf eisernen Meerriesen in  
 das Land des Frühlings, um es aufzustellen in dem glänzenden  
 Reich des fernen Westens, dem keine Sorge naht. Unsrer kriechenden  
 Herzen jubelten Eurer Gnade zu, und wir küßten die aus bräunlich-  
 goldenen Augen blidenden Spitzen Eurer wunderlieblichen Felsen, um  
 Euch zerknirscht zu danken, daß Ihr uns würdig erachtetet, das wert-  
 lose Gastgeschenk aus unsren gemeinen Händen zu empfangen.

Nun aber vernimmt unser unseliges Ohr eine schaudervolle  
 erlassende Kunde. Du, o nimmer ruhender Springquell honigsüßer  
 Sprache, willst uns den spizen Dolch Deiner jähen Ungnade in unser  
 Sklavenherz stoßen, Dein großes Volk verschmäht unsre demütige  
 Gabe, der grauname Wind trägt uns die Botschaft des Schreckens  
 zu, daß Du gedenkst, uns zurückzusenden das abscheuliche Werk aus  
 Bronze.

O Herr, der Du das Firmament der Sterne auf dem großen  
 Gewölbe Deines lähnen Bümens trägst, wolle nicht uns verächtliches  
 Gewürm vollends töten. Lasse Dich herbei, o Brücken der Großmut,  
 uns zu vergönnen, daß Ihr im Blumenpark der Sorglosigkeit be-  
 haltet die Messgeräte des Himmels. Schone, Glänzender, die jammervollen  
 Gefühle unsrer schmutzigen Seele. Verachtet unsre winzige  
 Gabe nicht. Ohnehin kränktet Ihr uns tief, daß Ihr nicht aus der  
 Erde grübt den Bettel unsres Kronschates, den unsre Schurken von  
 Dienern tief verborgen in dem Unkrautgarten unsres zerfallenen  
 Palastes. Wenn Ihr auch die Bronzewecke verschmäht, so erträgt unser  
 morsches Gemüt nicht so viel Demütigung, und unsre elenden Ge-  
 sandten werden voll ägender Scham aus der schönsten Stadt der  
 Welt fliehen und ihre verfluchten Kässe fordern.

Wende das Anheil ab von der faulen Schwelle unsres ver-  
 kommenen Palastes und gestalte in Gnaden, daß auch Deine lähnen  
 Entel noch und holdseligen Urenkel erblicken die himmeltundigen  
 Instrumente in dem Blumenhain, den jede Sorge meidet.

Spude barmherzig auf Deine im Rote sich vor Dir wälzende  
Kaiserin-Tante in Peking.

Als der Reichszangler Graf Bülow im Reichstag diesen Brief  
 verlas und mit warmen Worten das hohe Haus ansprach, die  
 Gefühle der armen Kaiserin-Tante von China zu schonen und nicht  
 mutwillig den Weltkrieg heraufzubeschwören, indem man Ihre  
 Majestät durch die Mißgabe der mitgenommenen astronomischen  
 Instrumente tödlich verletzete, da beschloß man fast einstimmig, von  
 der Rücksendung abzusehen. Nur ein paar rote vaterlandslose Gesellen  
 häßten in gewohnter Art.

Hochgeehrter Herr Geh. Kommerzienrat!

Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich in der Nacht vom Montag  
 zum Dienstag bei Ihnen eingebrochen bin. Nach einständiger, an-  
 gestrengter Arbeit nahm ich, abgesehen von Kleinigkeiten, mit: Drei-  
 tauend Mark in Gold, eine stählerne Truhe mit verschiedenen  
 Brillanten-Colliers, Armbändern, Ringen, Ketten. Ferner silbernes  
 Ehgerät, Pinselsterrinen, Champagnerküßler, zwei goldene Uhren  
 mit Ketten usw.

Einige beschränkte Freunde rieten mir, ich sollte ehrlicherweise  
 Ihnen die Sachen zurückbringen. Ich habe mich aber entschlossen, von  
 diesem Schritt Abstand zu nehmen. Denn ich möchte um nichts in  
 der Welt Sie kränken.

Ich weiß, daß Sie in dieser Zeit des geschäftlichen Niedergangs  
 mit großem Stolz überall verbreiteten, wie wertvolle Sachen Ihnen  
 im Verlust geraten wären. Ohne Zweifel hat meine Maßnahme viel  
 dazu beigetragen, Ihren Kredit zu stärken. Uebrigens habe ich die  
 Sachen auch nur beschlagnahmt, um ein Pfand zu besitzen für den  
 Fall, daß Sie geneigt sein sollten, die Ihnen anvertrauten Depots  
 — von mir haben Sie freilich nichts — zu unterschlagen.

Würde ich Ihnen die beschlagnahmten Wertgegenstände zurück-  
 bringen, so würde die Welt mit Recht daraus folgern, daß Sie sie  
 sehr nötig brauchten und daß Sie den Verlust nicht vermeiden  
 könnten. Ich würde also, wenn ich so herz- und taktlos handeln  
 würde, Ihre Empfindungen verletzen und Ihre Interessen verletzen.

Außerdem haben Sie, wie ich aus sicherer Quelle erfahren habe,  
 zu verschiedenen Leuten geäußert: Sie wollten sich keine Scherereien  
 machen und die Sache laufen lassen; der Dieb solle glücklich sein,  
 Sie könnten den Verlust verschmerzen. Damit hat der angebliche  
 Raub den Charakter einer Schenkung bekommen. Sie haben sich da-  
 mit einverstanden erklärt, daß ich die Gegenstände behalten solle. Und ich  
 mache gern Gebrauch von Ihrem liebenswürdigen Entgegenkommen  
 und verzichte auf die Zurückgabe. Es ist ein alter Rechtsgrundsatz:  
 Volenti non fit injuria, zu deutsch: Diebstahl ist Eigentum.

Endlich muß ich noch aus dem Grunde mir versagen, Ihnen  
 die im Verlust geratenen Objekte zurückzubringen, weil Sie aus  
 solchem Verhalten schließen würden, ich fürchte mich vor Ihnen, und  
 ich hätte nicht als Sieger, sondern als Besiegter ihr göstliches Haus  
 verlassen. Meine Ehre und meine ganze Stellung in der Welt ver-  
 bieten es mir, einen derartigen Glauben zu erwecken, der mich für  
 die Zukunft schwer schädigen würde.

Aus allen diesen Gründen sehen Sie ein: ich muß die Sachen  
behalten.

Zu weiteren Diensten gern bereit

August Kniepschle.

Obwohl dem Angeklagten Kniepschle von dem Bestohlenen zu-  
 gegeben wurde, daß er gesagt, er (der Dieb) könne den Raub be-  
 halten, und obwohl der Angeklagte die Führer der bürgerlichen  
 Parteien und den Reichszangler als Sachverständige vernehmen ließ,  
 die sehr zu seinen Gunsten aussagten, wurde er doch zu vier Jahren  
 Zuchthaus, sowie sechs Jahren Ehrverlust und Polizei-Aussicht ver-  
 urteilt. — J o c.

### Kleines Feuilleton.

— Einerseits — andererseits. Aus Freiburg i. B. wird der  
 „Frankfurter Zeitung“ geschrieben: . . . Wir hatten — es handelt  
 sich um das Jahr 1870 — in der Literaturstunde das R i b e -  
 l u n g e n - L i e d aus dem Mittelhochdeutschen in neudeutsche Prosa  
 zu übertragen. Jeder Schüler mußte eine von ihm auszuwählende  
 Aventure frei bearbeiten und auf dem Katheder vortragen. Ein  
 Mitschüler wählte jene Aventure, in welcher K r i e m h i l d e eines  
 Sohnes genas. Der junge Mann zeichnete sich weniger durch hohe  
 Begabung als durch den Gebrauch nichtsagender, hohler Phrasen aus.  
 Die Wendungen „nicht nur, sondern auch“, „einerseits, andererseits“,  
 „überhaupt“, „beziehungsweise“ und dergleichen wiederholten sich un-  
 zähligmale nacheinander. Als unser guter D. — er sollte Theologe  
 werden und starb als Birt — unter lautloser Stille der Klasse bei  
 der delikaten Stelle anlangte, entfloßen dem Gehege seiner Zähne  
 folgende pathetischen Worte:

„Auf der einen Seite gebar Kriemhilde einen Sohn, auf der  
 andren Seite brütete sie Rache.“  
 Mehr wollte der Lehrer nicht hören. —

— Die Wetterseite der Bäume. Zu unsrer Notiz in Nr. 46  
 des Unterhaltungsblattes schreibt uns Karl von Dypelt: In der  
 Kapstadt habe ich auf meiner hochgelegenen Festung die nach  
 Südost gerichtete Seite eines jeden Waldbaumes daran erkennen  
 können, daß die Zweigbildung an diesen Stellen eine viel arm-  
 seligere war. Der vom Südpol durch eine Lücke zwischen dem  
 Tafelsberg und Teufelssee herabwehende kalte Südostwind war die  
 Ursache hiervon. In meinem ganzen Walde war kein einziger junger  
 Baum zu finden, der einen Christbaumliebhaber voll befriedigt  
 haben würde. Die drei Seiten der Bäume, welche dem Feuchtigkeit  
 bringenden, milderem, nordwestlichen Winde ausgesetzt waren, ließen  
 an einem üppigen Wuchs nichts zu wünschen übrig. —

— Die Verbreitung der wichtigsten einheimischen Wald-  
 bäume in Deutschlandörtert Hans Hausrath (Geogr.  
 Zeitschr., Jahrg. 7, 1901). Wenn auch die Kenntnis von der Ver-  
 breitung der einzelnen Holzarten noch viele Lücken aufweist, so ist  
 doch immerhin ein Bild in groben Umrissen zu entwerfen. Bereits  
 1871 hat v. Berg darauf hingewiesen, daß von 6905 mit Holzarten-  
 namen gebildeten Ortsbezeichnungen nur 790 auf Nadelholz hin-  
 weisen, dagegen 6115 auf Laubholz, und dieses selbst in Gebieten,  
 in denen heute das Laubholz fast ganz fehlt oder doch hinter  
 dem Laubholz sehr zurücktritt. Aus seinen eigenen Unter-  
 suchungen folgert Verfasser, daß folgende Gebiete um 1300 nur

Laubwald frugen, daß in ihnen die Nadelhölzer gänzlich fehlten oder höchstens an einzelnen Stellen in Gestalt von Melitenhorstien sich erhalten haben: 1. Nordhamover, Schleswig-Holstein, Oldenburg und das nördliche Westfalen. Die Lüneburger Heide trug im 13. Jahrhundert Eichenwäldungen, von denen nur noch spärliche Reste jetzt erhalten sind; die jetzt vorwiegenden Nadelwäldungen sind meist im Laufe des 19. Jahrhunderts entstanden. 2. Die rauhe Alb und die Hildern. 3. Das obere rechte Rheintal von Karlsruhe bis Mainz, der westliche Oberrhein und die Gegend um Frankfurt a. M. Ein Vorherrschen des Nadelholzes haben wir sicher damals nur für den Osten des deutschen Flachlandes anzunehmen. Die Ursachen der Verschiebung vom Laub- zum Nadelwald sind mannigfacher Natur. Laubwälder bedeckten hauptsächlich den fruchtbaren Boden des Landes, der dann im Laufe der Zeit zur landwirtschaftlichen Nutzung herangezogen wurde. Dieser Vorgang hat sich im Süden und Westen Deutschlands in der Hauptsache erst im Laufe des 19. Jahrhunderts vollzogen. Wesentlich begünstigt wurde die Verbreitung des Nadelholzes in Gebieten, in denen es bereits vorkam, dann durch die Verwüstungen, welche der Dreißigjährige und die Kriege Ludwigs XIV. hervorriefen. Den Hauptgrund aber für das Vordringen der Nadelhölzer liegt in der Entwicklung, welche die Waldwirtschaft in den letzten beiden Jahrhunderten genommen hat, da Nadelhölzer rascher wachsen und anspruchsloser sind, also nicht so leicht wie Laubwald versagen. Die Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse in Deutschland durch Eisenbahnen, die dadurch ermöglichte Ausbreitung der Steinkohlen-Feuerung und so bewirkte Entwertung des Brennholzes sind dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein weiterer und sehr gewichtiger Anlaß gewesen, den Anbau des Nadelholzes auf Kosten der Laub- zu begünstigen. Freilich erheben sich jetzt stetig mehr Stimmen, daß wir in der Umwandlung der Forsten zu weit gegangen sind, da den reinen Nadelholzbeständen nicht unbeträchtliche Gefahren drohen, welche in dem gemischten Walde fortsallen. Dem Laubholz gebührt sicher ein größerer Anteil an der Bestandeseildung des Waldes, wie wir ihn heute fast ausnahmslos finden, und viele Forstverwaltungen haben mit Recht dieses Programm auch zu dem ihren gemacht. — (Möbus.)

**Völkerrunde.**

— **Japanisches Badelieben.** Unter den Sitten, die den Japaner auszeichnen, ist seine Vorliebe für Bäder eine der auffallendsten. Wenn sich sonst mit der Vorstellung des Orientalen immer ein übrigens meist berechtigter Verdacht von mangelhafter Sauberkeit verbindet, so darf Japan nach dieser Richtung hin nicht zum Orient oder, wie die Franzosen sich ausdrücken, zum „extremen Orient“ gerechnet werden. Ein Mitarbeiter der „Balneologischen Central-Zeitung“ (Beilage zur „Medizinischen Woche“) widmet der japanischen Badeleidenschaft eine Besprechung, aus der man mancherlei vollstimmliche Lehren entnehmen kann. Von diesem Standpunkt betrachtet, ist das eigentlich Sonderbare an den überhäufigen Bädern der Japaner der fast gänzliche Mangel dessen, was wir nach europäischen Begriffen als Gebote der Schamhaftigkeit achten, deren Vernachlässigung gerade beim Baden als grober Mißbrauch eine Anwendung des Strafrechtbuchs zur Folge haben würde. In Japan ist es etwas ganz Gewöhnliches sogar in den Städten, daß die Badewannen vor den Häusern aufgestellt werden, und dieser Brauch wird durchaus nicht durch eine Gewandung gemildert. In dem freiesten französischen Seebad sind die Badegäste vollständig toiletliert im Vergleich zu den badenden Japanern. Das Schamgefühl ist dort vollkommen unbekannt, und es kommt schließlich wenig darauf an, ob die Badewanne vor oder in dem Hause steht, weil die Badehäuser gewöhnlich so gebaut sind, daß jeder Vorübergehende hineinsehen kann. Bei den großen Badeanstalten scheint eine gewisse Anerkennung eines Bedürfnisses für die Trennung der beiden Geschlechter vorhanden zu sein, ihr tatsächlicher Ausdruck besteht aber nur darin, daß das Bassin durch eine Bambusstange oder einen Strich in zwei Hälften geteilt wird. In der Hauptstadt Tokio geht man gelegentlich in der Rücksicht auf eine europäisierende Schamhaftigkeit noch weiter, es ist sogar ein diesbezügliches Gesetz erlassen worden, aber in der Provinz wird es einfach nicht angewandt, und das Volk würde auch eine Anwendung nicht begreifen oder zum mindesten als eine ganz unbillige Einmischung der Regierung in das Privatleben ansehen. Ein in Japan reisender Europäer kam in dem Hotel irgend einer Stadt auf diese Weise in eine für ihn höchst merkwürdige und peinliche Situation verlegt werden, und gar in einem Badeorte dürfte er sich nicht wundern, wenn etwa plötzlich ein paar Damen in den Baderaum einträten, um das Bad mit ihm zu teilen. Wenn er seinen angebotenen und durch Erziehung bekräftigten Gefühlen folgen und das Feld räumen würde, so würde er dadurch nur die unbändige Feinheit der Eingeborenen erregen. Das sind nicht die Möglichkeiten, sondern Thatsachen, die oft genug vorgekommen sind. In den für Europäer berechneten Hotels ist selbstverständlich für eine Reihe besonderer Baderäume Sorge getragen, da man dort mit dem Besuch und insoweit dessen auch mit den Gewohnheiten der Europäer zu rechnen gelernt hat, aber ein Verständnis besitzt der Japaner nicht dafür, daß dem europäischen Auge die Betrachtung des Nackten öffentlich nur in Darstellungen der Kunst erlaubt ist. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— Der Mandelbaum. R. Thielmann schreibt in der Wochenchrift „Nerthus“ (Altona-Ottensen. Chr. Adolff): Wenn der Frühling wieder seinen Einzug hält, so schmücken sich bald die Bäume des Gartens mit schneizeigem Kleid und jubelnd trägt der Mensch die zarten Blüten hinein in seine Wohnräume, um sich dort ihrer recht freuen zu können. Was Wunder, wenn da der aufmerksame Gärtner dem Verlangen der Stadtmenschen entgegenkommt und ihm Blütenzweige im Blumenpotte darbietet. So sehen wir denn zur jetzigen Jahreszeit in allen Blumen-geschäften kleine Obstbäumchen ihre Blüten entfalten, früher als ihre Verwandten im Garten und Feld. Besonders häufig sieht man den Mandelbaum mit seinen weißen und zart rosa Blüten in seinen verschiedenen Varietäten, von denen besonders die gefüllten Arten sehr hübsch sind. Der gemeine Mandelbaum stammt aus Asien. Er kommt bei uns als Obstbaum wenig in Betracht, wird vielmehr gern seiner Blüten wegen im Zimmer und Garten gepflegt und verlangt im Winter Schutz. Als Standort gebe man ihm einen trockenen, lockeren, tief gegrabenen, guten Boden in warmer Lage. Die Vermehrung geschieht durch Samen, der aber meist Pflanzen mit bitteren Kernen ergibt und welches Verfahren deshalb nur selten angewandt wird, oder durch Okulieren auf Pfirsich, Aprikosen oder frühe Pflaumen. Meist wird auf schlafendes Auge veredelt, weil diese Art sich am besten bewährt hat. Bäume, die man zum Treiben im Zimmer bestimmt hat, werden gereinigt und etwas eingestuft, wobei man darauf achten muß, daß man die schlafenden Blütenknospen nicht mit wegschneidet. Gleich darauf kommen die Bäume in einen bis 6 Grad Reaumur erwärmten Raum, dort bleiben sie einige Tage und erst dann wird die Luftwärme allmählich auf 15 Grad Reaumur erhöht. Wohl zu beachten ist, daß die Bäumchen in der Zeit täglich einige Male tüchtig besprennt werden. Ist die Blüte vorüber, so giebt man den Bäumen frische Erde; besser ist es allerdings, wenn man dieselben in den Garten verpflanzen kann, wo sie sich bei guter Pflege so erholen werden, daß sie auch im nächsten Frühjahr mit reichem Blüten Schmuck aufwarten und ihren Besitzer aufs neue erfreuen können. —

**Humoristisches.**

— **Gewohnheit.** A.: „Sehen Sie mir, wie der Schauspieler Gackler mitten in dem Sturm, in dem sich alles mühsam vorwärts kämpft, hoch erhobenen Hauptes dahinschreitet!“  
B.: „Sehr begreiflich! Der ist eben das Auspfeifen gewöhnt!“  
— **Noch wichtiger.** „Hör' mal, Edmund: Deine Braut scheint ja von der Mutter Ratur verschwenderisch ausgestattet zu sein!“  
„Ja, aber lieber wär's mir, wenn sie's auch vom Vater würdel!“  
— **Aus der Kinderstube.** Karlchen lernt eben sprechen, kam aber noch so manches Wort nur mit Mühe herausbringen; besonders schwer wird ihm das „Sch“. Darüber klagt die Mutter des Kleinen bei Onkel Bernhard.  
Onkel: „Na, Karlchen, sag' mal ganz langsam Sch!“  
Karlchen macht vergebliche Versuche.  
Onkel: „Nun, dann sag' mal das Wort „Schwein“!“  
Karlchen (schnell): „Zu wem denn?“ — (Fliegende-Blätter.)

**Notizen.**

— Björnson hat ein neues Stück „Ein Mensch“ geschrieben. —  
— Den Statthaltern der österreichischen Kronländer soll zur Ausübung der Theaterzensur ein Konstrukt zur Seite gestellt werden. Dieser Beirat wird aus Beamten, Schriftstellern und hervorragenden Schauspielern zusammengesetzt sein; er würde den Landesbehörden ein Entschieden zu ersinnen haben, worin die einzelnen beauftragten Stellen des Theaterstücks zu bezeichnen wären. In Prag würden zwei Beiräte, ein deutscher und ein czechischer, ernannt werden. —  
— „Das Thal des Lebens“, ein neues, abendfüllendes Stück von Max Dreher, wird in der nächsten Spielzeit im Deutschen Theater aufgeführt werden. —  
— Erich Ringel und Richard Schlaghammer, beide vom Breslauer Stadt-Theater, sind vom Beginn der nächsten Spielzeit an für das Schiller-Theater verpflichtet worden. —  
— Salon-Casino. Die Leibel-Ausstellung wird bis zum 16. März verlängert; der Eintrittspreis ist von 2 M. auf 1 M. herabgesetzt worden. —  
— Im Künstlerhause beginnt heute eine Ausstellung von Werken des aus Karlsruhe nach Berlin übergesiedelten Professor Kallmorgen, des Nachfolgers Bracht's. —  
— Zeichnungen nach Feldblumen aus der Umgebung Berlins von dem Maler und Illustrator E. Koch sind gegenwärtig in der oberen Rotunde des Kunstgewerbe-Museums ausgestellt. —  
— Der Begründer der modernen Hygiene, Pettenkofer, soll in München ein Denkmal erhalten. —